

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 14 (1938-1939)
Heft: 5

Artikel: Glücksfälle und gute Taten
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066824>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

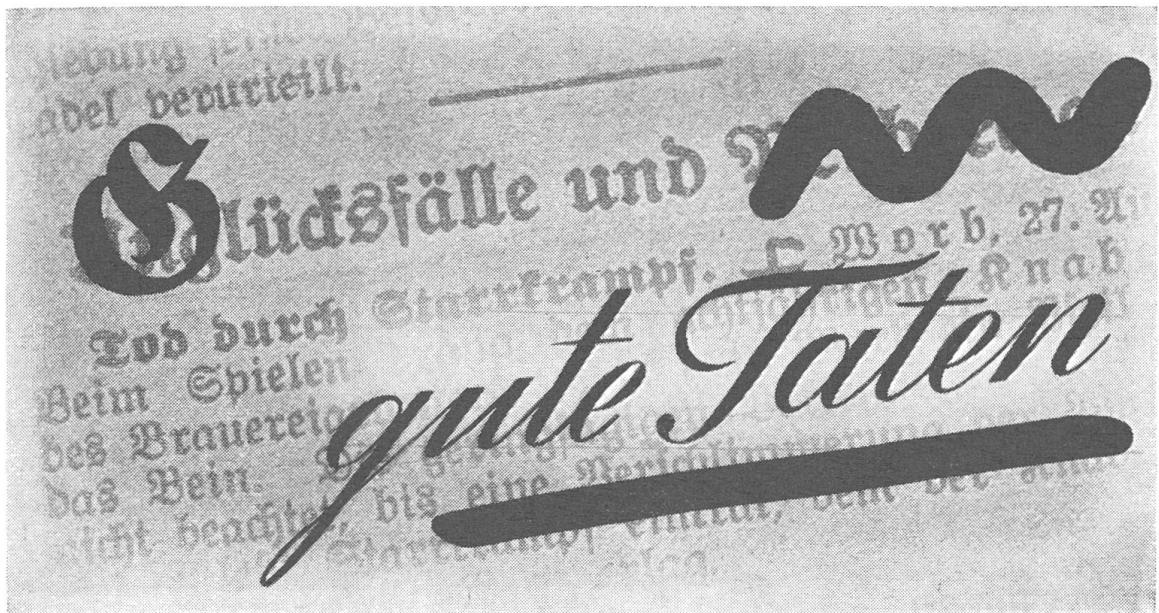
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Wir haben wieder mit der Publikation unserer Serie „Glücksfälle und gute Taten“ begonnen. Wir bitten unsere Leser, uns Erlebnisse, welche für diese Rubrik passen, einzusenden. Umfang: wenn möglich nicht mehr als 500 Worte.

Josef Scheibenreiters gute Tat

Es war zu Anfang des Weltkrieges. Im «Bärengraben», dem kleinen, damals noch alkoholfrei geführten Nebenraum des Grossrestaurants des Volkshauses, konnte man von Mittag weg bis gegen Mitternacht jeweilen ein sehr gemischtes Publikum antreffen. Immer mehr wurde Bern zu jener Zeit ein Tummelplatz internationaler Elemente, und gar mancher politische Flüchtling, Deserteur oder auch Spion fand sich im «Bärengraben» ein. Bei einem Glase Tee und einer Partie Schach konnte man dort immer einen billigen und interessanten Abend verbringen.

Eines Abends kam über die kleine Treppe ein Mann herabgehumpelt mit einem verkrümmten Bein und Klumpfuss. Ich sass allein an einem Schachbrett. Der Fremde setzte sich zu mir, entbot mir seinen Gruss und zeigte auf das Schachbrett: « Machen S' a Partie? » Ohne meine Antwort abzuwarten, leerte er die Figuren auf das Brett und schob mir die weissen zu. « Sie können's glei anfange », ermunterte er mich. Etwas

erstaunt stellte ich die Figuren auf und eröffnete das Spiel. Der Mann zündete sich eine Zigarre an, tat einige Züge, wobei er mir den Rauch nicht gerade höflich ins Gesicht blies, und machte den Gegenzug. Ich merkte gleich, dass der Fremde etwas vom Schachspiel kennen musste. Sein Spiel war bedächtig und überlegt. Bei jedem Zuge wanderte seine Zigarre von einem Mundwinkel zum andern. Durch die halbverschlossenen Augen blinzelte er mich jedesmal fragend an. Obgleich der Stumpen schon längst nicht mehr brannte, zündete er denselben nicht wieder an, sondern kaute daran wie an einem Grashalm. Seine Lippen färbten sich braun, und es roch nach Nikotin. Die Hände meines sonderbaren Partners trugen Spuren von Pech und verrieten unschwer den Schuhmacher. Das faltige Gesicht war unsauber rasiert und stellenweise schimmerte ein rötlicher Stoppelbart aus der gelblichen Haut. Das Haar war ungepflegt und fiel wirr über die Stirn herab. Alles war hässlich an dem Manne. Nur die Augen hatten einen schönen blauen Glanz.

Plötzlich lehnte sich mein Partner

Teilen auch
Sie uns Erleb-
nisse mit, die
in diese Ru-
brik passen.

zurück und sagte: « Schachmatt! » Wirklich, es war nichts mehr zu machen, ich war besiegt. Ohne eine Miene zu verzieren, stellte er das Spiel wieder auf, gab mir die schwarzen Figuren und eröffnete das neue Spiel. Dieses Mal sollte mich das Männchen nicht erwischen. Ich stellte meine Betrachtungen über meinen Gegner ein und wandte meine ganze Aufmerksamkeit dem Spiele zu. Nach zwei Stunden waren wir remis. Sein Glas Tee hatte der Gast bisher kaum berührt. Auch seinen Stumpen zündete er nicht mehr an. Hastig trank er aus, zahlte und entfernte sich mit freundlichem Grusse.

Von da weg kam der Mann regelmässig jeden Samstagabend in das Lokal zu einer Partie Schach. Nach und nach vernahm ich von ihm, dass er Deutscher sei, ein Bayer, aber schon etliche Jahre in Bern wohne und eine Schweizerin zur Frau habe.

Meister Scheibenreiter wohnte an der Brunngasshalde und übte daselbst seinen Beruf als selbständiger Schuhmachermeister aus. Als ich ein Paar Schuhe zum Flicken bereit hatte, brachte ich diese meinem neuen Bekannten. Von der Strasse führte mich eine kleine Treppe in die im Hochparterre gelegene Wohnung. Es war ein grosses Zimmer mit drei Fenstern gegen die Strasse. Durch die hohen Bäume an der Halde erblickte man den kühnen Bogen der Kornhausbrücke und tief im Tale die Aare. Der Raum diente als Werkstatt, Wohn- und Schlafzimmer. Hinter dem Zimmer befand sich eine kleine Küche. In einer Ecke hinter einem Vorhang befand sich ein grosses zweischläfiges Bett und ein Kleiderschrank. Die Mitte des Zimmers zierte ein Tisch mit ein paar Stühlen, und längs den Fenstern hatte die Werkstatt allen Raum mit Beschlag belegt: Dreibein, Werkbank, Nagelkiste, Klopfstein und Lederballen lagen hier zwischen einem Haufen alter und gesohlter Schuhe. An der Wand hing eine grosse Schiefertafel, das « Buch der säumigen Zahler ». Ein runder eiserner Ofen spendete die Wärme, und an der Decke hingen drei mächtige Vogelkäfige

mit über zwanzig Kanarienvögeln darin. In einer andern Ecke des Zimmers entdeckte ich noch eine Kiste mit einigen ganz kleinen sogenannten Schoss- oder Zwerghunden. Die Vögel zwitscherten und lärmten, dass man schon ziemlich laut sprechen musste, um sich in dem grossen Raume verständlich zu machen. Die Luft in dieser « Wohnung » benahm mir zuerst den Atem. Ich schützte einen Schnupfen vor, um ständig mein Taschentuch als « Filter » benützen zu können. Ich war froh, als ich wieder draussen war.

Erst gegen das Frühjahr besuchte ich meinen Schachfreund wieder. Jetzt waren die Fenster der Werkstatt und « Wohnung » weit geöffnet. Die Kanarien in den Käfigen jubilierten und von den alten Bäumen an der Halde antworteten die Finken und Meisen um die Wette. Dazwischen tönten die Hammerschläge des Meisters auf Stein und Leder. Der Schuhmachermeister war wirklich ein Meister in seinem Beruf. Er verarbeitete nur bestes Sohleeder und lieferte seinen Kunden solide, währschafte Arbeit. Jedes Jahr erhielt er auch einen schönen Auftrag zur Herstellung von Bergschuhen für die Gebirgstruppen. An diesen Schuhen war alles Handarbeit und so solid gearbeitet, dass ich glaubte, ein solcher Schuh sei überhaupt nicht « umzubringen ». Je länger ich mit dem Mann im Verkehr stand, desto mehr musste ich staunen über seine Belesenheit und sein reiches Wissen. Er nahm regen Anteil an den Zeitereignissen, und sein Urteil war immer verständig und klar. Er gehörte zu keiner Partei, noch weniger zu irgend einer Vereinigung oder Sekte.

Seine Frau bekam man über Tag selten zu Gesicht. Sie ging als Wasch- und Putzfrau in fremde Häuser und kehrte gewöhnlich erst gegen Abend heim. Da das Ehepaar keine Kinder hatte, vermutete ich, dass die beiden wohl etwas Erspartes auf der Seite hätten. Wegen der primitiven Lebensweise hatte ich die Leute im Verdacht, geizig und habgierig zu sein. Und wie unrecht tat ich ihnen!

Als ich an einem Montagvormittag wieder einmal die Bude Scheibenreiters betrat, sass auf einem Stuhl ein langaufgeschossener bleicher Knabe, dessen Gesicht und Hände mit offenen blau-rot gefärbten Wunden bedeckt waren. Aus den Wunden sickerte gelbes Gichtwasser, und ich wunderte mich, dass der Knabe sein Leiden so offen und ungeschützt zur Schau trug. Ungefähr so hatte ich mir immer einen Aussätzigen vorgestellt. Der Anblick des Knaben, dessen Alter ich auf etwa zwölf Jahre schätzte, erschütterte mich auf das tiefste. Meister Scheibenreiter bemerkte mein Erstaunen und sagte: « Das ist Fritz, seit gestern mein Fritz! Grüsse den Herrn, Fritz, es ist ein Schachfreund von mir. » Der Knabe grüsste und nickte höflich, doch seine kranke Hand bot er mir nicht an. Fragend schaute ich von dem einen zum andern. Der Schuhmacher ersuchte mich Platz zu nehmen und fing gleich zu erzählen an:

« Gestern nachmittag machte ich allein einen kleinen Bummel gegen die Längsgasse hinauf. Bei der Sternwarte oben begegnete mir dieser Knabe hier. Er weinte, und ich erkundigte mich nach seinem Leid. Er erzählte mir sein Schicksal. Der Knabe hat keine Eltern mehr und ist bei fremden Leuten verdingt, die erst kürzlich vom Land in die Stadt gezogen sind. Niemand frägt dem Jungen etwas darnach, und seine Krankheit und seine Wunden erhielten bisher keine nennenswerte Pflege. Auch sonst liess die Behandlung des Kindes zu wünschen übrig. Da habe ich den Knaben mit nach Hause genommen. Nun gehen wir diesen Nachmittag zum Arzt, und von jetzt an bleibt Fritz bei mir. » Ich machte einen schüchternen Einwand wegen Schwierigkeiten mit den Behörden. Da kam ich bei Meister Scheibenreiter aber schlecht an.

« Woas i gsagt hoab, hoab i gsagt! » schrie er laut. « Ist das nicht eine Schande, einen Menschen so herumlaufen zu lassen? Fürs Vieh gibt es Tierschutzvereine, und für den Menschen regt sich keine

Hand, wenn er in Not ist und kein Geld hat. » Erregt schlug der Meister auf eine feste Kernsohle, als wollte er seinen Zorn an dem Stücke Leder auslassen. « Der Bub bleibt hier, und ich werde dafür sorgen, dass er wieder gesund wird! Ich bezahl's und kann's bezahlen! »

Nach einigen Tagen besuchte ich meinen Schachfreund wieder, denn ich war gespannt, was sich wohl weiter in der Sache zugetragen habe. Schon beim Eintreten in die Wohnung traute ich meinen Augen kaum. Die Werkstatt war aufgeräumt, frisch gescheuert und gut gelüftet. Scheibenreiter eröffnete mir, dass er nun nicht mehr hier wohne, sondern im Hinterhaus eine Zweizimmerwohnung gemietet habe. Auch auf die Polizei und zu der Vormundschaftsbehörde sei er gegangen. « Man wollte mir den Knaben nicht lassen », meinte er ingrimmig, « aber, was ho i gsagt, dös gibt's net, ho i gsagt, der Buob bleibt bei mir und damit basta, ho i gsagt! »

Und der Bub blieb bei Meister Scheibenreiter. Allen Schwierigkeiten trotzte der Mann, und hartnäckig setzte er seinen Willen durch. Er scheute keine Kosten, und langsam besserte sich der Zustand des Knaben. Die Wunden vernarben, und nach Schulaustritt konnte Fritz bei seinem « Pflegevater » auch gleich dessen Beruf als Schuhmacher erlernen. Der einst so kranke Knabe war unter der sorgfältigen Pflege seines Beschützers zu einem stattlichen Jüngling herangewachsen. Wohl waren die schweren Spuren der grauenvollen Krankheit immer noch zu sehen. Aber Vater Scheibenreiter tröstete den Jungen: « Man kann nicht alles haben auf dieser Welt, was man gern möchte; aber dein ehrlicher Beruf wird dich ernähren, und mehr brauchst oa net zum Leben! » Nach der bestandenen Lehrzeit wurde Fritz Geselle bei seinem Meister. Die alte Werkstatt wurde verlassen und eine geräumigere und freundlichere gemietet. Wie um seiner Tat die Krone aufzusetzen, adoptierte der wackere Handwerksmeister seinen

Gesellen. « Er soll nach meinem Tode nicht ganz so leer dastehen », meinte Scheibenreiter.

Leider war das Glück des alternden Schuhmachermeisters nicht von Dauer. Eines Tages erkrankte Fritz. Das alte Leiden brach wieder hervor, offene Tuberkulose. Glücklicherweise war dem armen Jungen kein langes Schmerzslager beschieden. Der Tod war ihm Erlösung aus schmerzhafter Qual. Tief gebeugt humpelte der Meister hinter dem Sarge

seines Adoptivsohnes her. Mit dem Toten sank auch sein Lebenszweck ins Grab. Meister Scheibenreiter war von da weg ein gebrochener Mann, und nach wenigen Jahren trug man auch ihn den gleichen Weg hinaus auf den Gottesacker. Keine Ehrenmeldung belohnte je die gute Tat des unscheinbaren Krüppels. Doch wird sie eingeschrieben sein im ewigen Lebensbuch, gemäss dem Worte: « *Was du an einem der Geringsten tust, das hast du mir getan!* »

Der „Gelbe Freund“

Ein Fastnachtsscherz

Es gab Zeiten, wo alles Geschriebene sakrale Bedeutung hatte. Auch die gedruckte Schrift blieb lang ehrwürdig. Trotz dem ungeheuren Missbrauch, der inzwischen mit der Druckerschwärze getrieben wurde, haftet an allem Gedruckten immer noch ein Rest von Ansehen. Man sagt wohl, es lüge einer wie gedruckt, aber irgendwie können wir uns auch heute noch nicht ganz der Vorstellung entziehen, dass etwas, nur weil es gedruckt ist, auch irgendeinen Sinn haben müsse. Wie wäre es sonst zu erklären, dass jeder von uns jeden Tag Dinge liest, deren Unsinn er sofort erkennen würde, wenn er beim Lesen überhaupt etwas dächte?

Wir haben uns erlaubt, im „Gelben Freund“ diese Gattung Lesefutter aufs Korn zu nehmen. Wir gaben unserm Scherz die Form eines „Gratisanzeigers“, weil in diesen Blättern der geschriebene Unsinn besonders blüht.

Aber — wohlverstanden — es gibt sehr viele Blätter und Blättchen, die ihren Lesern ähnlichen Stumpfsinn bieten. Meistens stammt er aus ausländischen Quellen, die ihn zu Kilopreisen liefern.

Glauben Sie uns, der „Gelbe Freund“ ist weniger übertrieben, als Sie denken! Gewiss sind einzelne Beiträge erfunden, andere aber sind nur leicht verändert und einige wörtlich abgedruckt.

Die Redaktion.